



Arbeit und Würde

Anonym berichtet eine Frau aus Afghanistan über ihr Arbeitsverhältnis, unhöfliche Vorarbeiter*innen, Scham und den Traum, ihren eigentlichen Beruf auch in Österreich ausüben zu können. Im Gespräch mit Elisabeth Sarah Steiner.

1 Pseudonym

Nuria¹ arbeitet in einer Gemüseverpackungsfirma, in der sie Gemüse für Supermärkte verpackt. Nuria kommt aus Afghanistan, aus der Hauptstadt Kabul. Sie hat ein sehr hohes Bildungsniveau und übte in Afghanistan einen prestigeträchtigen Beruf aus. Ihren Kolleg*innen in Österreich erzählt sie nichts von ihrem Beruf in Afghanistan und jenen, die sie aus Afghanistan kennt, erzählt sie nicht von ihrem Job in Österreich. Sie erfindet einen anderen. Es ist ihr peinlich, dass sie trotz guter Bildung als Gemüseverpackerin arbeitet. Warum das so ist, macht eine Anekdote, die sie erzählt, verständlicher: Eine Freundin, die in die USA geflüchtet ist, hat dort in einem Restaurant gearbeitet. Auch sie

hatte in Afghanistan einen angesehenen Beruf. Als bekannt wurde, dass sie in einem Restaurant arbeitet, wurde sie von vielen Leuten beleidigt. Sie fragten: „Warum ist sie geflüchtet? Sie wäre besser in Afghanistan getötet worden, als in einem Restaurant zu arbeiten.“ Selbst Zeitungen berichteten davon. Aus Angst vor dieser Stigmatisierung erzählt Nuria niemanden von ihrem neuen Job. Sie betont aber, dass es vor allem die Kombination aus der hohen Stellung, die sie in Afghanistan innehatte, und der Billiglohnarbeit, die sie nun in Österreich machen muss, ist, die diesen Job in Hinsicht auf ihre soziale Stellung peinlich macht, nicht die Arbeit an sich.

Schrecklicher Umgangston

Aufgrund ihrer mangelnden Deutschkenntnisse kann sie ihren eigentlichen Beruf, der ihr viel Freude bereitet, in Österreich nicht ausüben. Aufgrund ihres Jobs hat sie kaum Zeit, besser Deutsch zu lernen.

Die Arbeit in der Gemüseverpackungsfirma ist sehr anstrengend. Sie muss alle drei Minuten dreizehn Kilogramm schwere Gemüseboxen hochheben. Sie macht das, aber dreizehn Kilogramm sind sehr schwer. Und es ist sehr langweilig.

Das größere Problem ist jedoch der Umgangston. Die Chefin, die Vorarbeiterin, benimmt sich ihrem Personal gegenüber nicht „gut“. Am liebsten würde Nuria der Vorarbeiterin sagen: „Bitte sprechen Sie gut mit ihrem Personal. Ich bin aus Afghanistan und Sie denken vielleicht das ist ein schlechtes Land, aber ich habe dort 20 Jahre gearbeitet und niemanden gefunden, der so respektlos mit anderen spricht.“ Respekt am Arbeitsplatz ist Nuria sehr wichtig, aber in Europa hat sie herausgefunden, dass es an vielen Arbeitsplätzen keinen Respekt gibt. „Sie benehmen sich im Umgang miteinander wie Tiere“, sagt Nuria und entschuldigt

sich im selben Moment für diese Aussage, wiederholt aber: „Wie Tiere!“ Gegenüber den Mitarbeiter*innen gibt es kein gutes Benehmen. Es wird immer geschrien und mit Kündigungen gedroht. Wenn man arbeitet, macht man Fehler. Wenn jemand einen Fehler macht, wird er oder sie sofort nach Hause geschickt. Sie beschimpften Nuria schon mehrmals als „deppert“. Zum Beispiel, als sie sich wegen des Umgangs beschwerte: „Du bist deppert!“, bekam sie dann zur Antwort. Sie erzählt auch, dass ihr Betrieb keine Corona-Strategie hat und niemand in Quarantäne geschickt wird, wenn es einen positiven Fall gibt. Die Arbeit bereitet Nuria viel Stress. Ihr Kopf ist „ganz kaputt“, wie sie sagt. Wenn sie etwas hört, vergisst sie es bis morgen, wegen dieser Arbeit.

In die Prekarität gedrängt

Sie überlegt, ob sie weitermacht oder nicht. Wenn sie weitermacht, denkt sie, wird sie in Zukunft eine Frau wie diese Vorarbeiterin sein: ohne Respekt. Wenn sie nicht arbeitet, was macht sie dann? Das ist das andere Problem.

Denn Nuria braucht Geld. Sie hat Kinder, die sich gute Kleidung und Schuhe wünschen. Nuria will, dass ihre Kinder in Zukunft alle Möglichkeiten haben und werden können, was sie möchten. Deswegen kann Nuria nicht sagen: „Diese Arbeit ist nicht gut, die mache ich nicht“. Sie muss arbeiten. Auch von Sozialhilfe möchte sie nicht abhängig sein. Nuria will arbeiten, aber unter besseren Arbeitsbedingungen. Sie muss Geld verdienen, um zu Leben.

Es gibt in Österreich viele afghanische Frauen mit gutem Bildungsniveau, die hier mangels Optionen in den prekären Billiglohnsektor gedrängt werden. Nuria kennt zum Beispiel Frauen, die in Afghanistan als Lehrerinnen gearbeitet haben und in Ös-

terreich als Putzfrauen oder Kochhilfen arbeiten, oder wie sie Gemüse verpacken.

Nuria erkennt aber auch ihr Privileg als gebildete Frau: Für sie besteht eine Chance, dass sie von solchen Jobs wieder wegkommt, wenn sie gut Deutsch lernt. „Aber die anderen sind auch Menschen!“, betont sie. Die Firma, in der sie arbeitet, nennt sie nicht. Sie winkt ab und meint, dass es viele solcher Firmen gibt und die Bedingungen überall schlecht sind. Sie kennt das aus Erzählungen von Freund*innen.

Nuria will arbeiten, aber unter besseren Arbeitsbedingungen. Sie muss Geld verdienen, um zu Leben.

Nuria hat einen Vorschlag und eine Erwartung an Österreich: Sie fordert, dass diese Firmen kontrolliert werden. Es soll mit den Mitarbeiter*innen gesprochen werden. Sie sollen gefragt werden, wie es ihnen in der Firma geht, ohne dass ihnen durch ehrliche Antworten Kündigungen drohen. Außerdem soll Österreich „für Frauen wie sie“ Angebote schaffen und ihnen die Möglichkeit geben, in ihrem eigenen Beruf Fuß zu fassen.

Vielleicht bräuchte es eine Demokratisierung in den Unternehmen. Wenn diese Vorarbeiter*innen von ihrem Personal gewählt werden, sind sie von deren Wohlwollen abhängig und müssen sie würdevoll behandeln. In jedem Fall braucht es eine Veränderung, wenn wir nicht wollen, dass das Menschenrecht auf Würde in Österreich einen Unterschied macht zwischen Menschen mit und Menschen ohne österreichischen Pass, zwischen Menschen mit und Menschen ohne hohem Bildungsniveau.